

Pflanzen unserer Moore



Heinrich Mahler

HEIMATKUNDLICHE SCHRIFTEN

herausgegeben vom Kreislehrerverein Wesermünde und vom
Verein Bremerhavener Lehrerinnen und Lehrer

III. FOLGE

Pflanzen der Heimat

I. Teil: Pflanzen unserer Moore

von

Rektor Heinrich Mahler

Das Titelbild zeigt die Drachenwurz, *Calla palustris*

Zeichnungen: Christian Mahler, Schiffdorf

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Druck: Nordwestdeutscher Verlag Ditzgen & Co., Bremerhaven

Copyright 1958 by Heinrich Mahler, Bremerhaven

INHALT

- Seite 7 Luuk, Scheidenwollgras, *Eriophorum vaginatum* L., Riedgräser
8 Post, Gagelstrauch, *Myrica gale* L., Gagelgewächse
10 Flaschensegge, Schnabelsegge, *Carex rostrata* Sto., Sauergräser
11 Behnt, Pfeifengras, *Molinia coerulea* Mch., Gräser
12 Witten Flaß, Weiße Schnabelsimse, *Rhynchospora alba* Va.,
Riedgräser
13 Königsfarn, *Osmunda regalis* L., Farne
14 Rosmarinheide, *Andromeda polifolia* L., Heidegewächse
16 Krintbeere, Moosbeere, *Vaccinium oxycoccus* L., Heidegewächse
17 Besenheide, *Calluna vulgaris* Sal., Heidegewächse
18 Dobbheide, *Erica tetralix* L., Heidegewächse
19 Sprökelboom, Faulbaum, *Rhamnus frangula* L., Kreuzdorngewächse
20 Schwarze Krähenbeere, Rauschbeere, *Empetrum nigrum* L., Krähen-
beergewächse
22 Sumpf-Wasserfeder, Wasserprimel, *Hottonia palustris* L., Primel-
gewächse
23 Schoosterknief, Beinbrech, *Narthecium ossifragum* Hu., Lilien-
gewächse
24 Drachenwurz, *Calla palustris* L., Arongewächse
25 Dreeblatt, Fieberklee, *Menyanthes trifoliata* L., Enziangewächse
26 Lungenezian, *Gentiana pneumonanthe* L., Enziangewächse
27 Studentenröschen, Sumpferzblatt, *Parnassia palustris*,
Steinbrechgewächse
28 Pfeilkraut, *Sagittaria sagittifolia* L., Froschlöffelgewächse
29 Rundblättriger Sonnentau, *Drosera rotundifolia* L., Sonnentau-
gewächse
31 Sumpflutauge, *Comarum palustre* L., Rosengewächse
32 Tormentillwuddel, Heidecker, *Potentilla tormentilla* Sibth.,
Rosengewächse
33 Blutweiderich, *Lythrum salicaria* L., Weiderichgewächse
34 Poggengeld, Wassernabel, *Hydrocotyle vulgaris* L., Doldengewächse
35 Engelwurz, Brustwurz, *Angelica silvestris* L., Doldengewächse
36 Giftwüterich, Wasserschierling, *Cicuta virosa* L., Doldengewächse
37 Sumpfdistel, *Cirsium palustre* Scop., Korbblütler
38 Kohlartige Distel, *Cirsium oleraceum* Scop., Korbblütler
39 Das Torfmoos, *Sphagnum*, Moose

Der Luuk

Noch liegt das Moor dunkel und ernst. Aber in den Luukbulten rührt sich bereits frisches Leben. Verstohlen schauen daraus gelbe Staubgefäße hervor. Das Einköpfige Wollgras blüht schon in milden Wintern Ende Februar, Anfang März. Es gibt sicher nur wenige Menschen, die das heimliche Blühen im Moor gesehen haben.

Wenn aber im Monat Mai die Moorbirken ihr junges Grün entfalten, dann schimmert das große Moor schneelig weiß. Das Wollgras, der Luuk, hat seine weißen Molken aufgesetzt. Dann sagt der Volksmund: „Das Wollgras blüht.“ Das ist aber ein großer Irrtum. Das Wollgras trägt nun reife Samen. Jedes Körnlein besitzt einen weißen Haarschopf, der wie ein Fallschirm wirkt und es weit über das große Moor trägt, bis es irgendwo landet und sich zu einer neuen Pflanze entwickelt.

Meisterhaft hat der Heidedichter Hermann Löns das Bild gezeichnet:

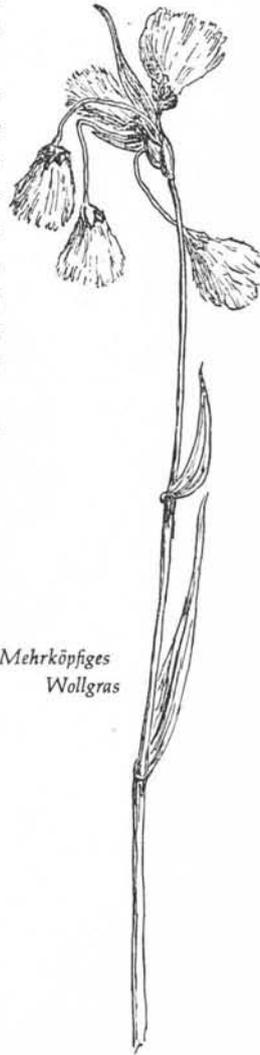
Meine Augen, die gehen wohl hin und her
auf dem schwarzen, weißflockigen Moor,
auf dem braunen, grünschäumenden Heidemeer
und schweben zum Himmel empor.

Zum Blauhimmel hin, wo ein Wölkchen zieht
wie ein Wollgrasflöckchen so leicht,
und mein Herz, es singt sein leises Lied,
das auf zum Himmel steigt.

Ein leises Lied, ein stilles Lied,
ein Lied so fein und lind,
wie ein Wölkchen, das über die Bläue zieht,
wie ein Wollgrasflöckchen im Wind.



Einköpfiges
Wollgras



Mehrköpfiges
Wollgras

Das Einköpfige Wollgras wächst in dichten Bulten, die Luukbulten heißen. Sie wurden früher, auch heute noch gelegentlich, gestochen, trockneten schnell und heizten den Kessel am Kesselhaken im Flett.

Die harten Stengel sind im Moostorf erhalten. Sie bilden einen zähen Fasertorf, den der Torfbauer „Koohfleesch“ nennt. Er sieht ihn höchst ungern; denn er setzt dem scharfen Torfspaten starken Widerstand entgegen. Im „Koohfleesch“ sind noch die einzelnen Stengel zu erkennen.

Auf einer schlechtgepflegten Moorwiese sind die Luukbulten oft in großer Zahl vorhanden. In ihnen hat der Kiebitz gern sein Nest; denn das Gelege, das aus vier Eiern besteht, sitzt hier warm und trocken. Zuweilen ruht auch die Kreuzotter aufgerollt auf dem Bulten und läßt sich wohligh von der Sonne bescheinen.

Das Mehrköpfige Wollgras kommt später zur Blüte. Es liebt einen feuchten Standort und wächst oft mitten im Wasser. Mit den schmalen Blättern spielt der Wind.



Der Post

Der Post ist ein Charakterstrauch unserer Moore und bei uns noch nicht selten. In Bremerhaven-Schiffdorferdamm heißt eine Straße Postbrookstraße. Darin steckt der alte Flurname „Postbrook“. Es war also ursprünglich ein Bruch (= Brook=Sumpfland), in dem Post wuchs. Der Strauch ist auch unter dem holländischen Namen Gagel bekannt (Gagelstraße in Bremerhaven). In Bremen hieß der Post früher „Bäckerbusch“. Die Bäckermeister ließen sich ganze Fuder aus dem Blocklande bringen, um die lästigen Küchenscha-

POST

links: weibliche Blüten
rechts: männliche Blüten

ben, die „Trütjen“ (Kakerlaks), aus den Backstuben zu vertreiben.

Im Winter trägt der Strauch dicke Knospen, die von einem braunen Deckblatt umhüllt sind. Er ragt aus dem Schnee hervor und bietet dem Rehwild in Notzeiten eine willkommene Äsung.

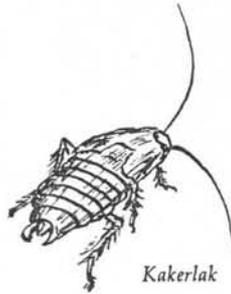
Der Post ist zweihäusig. Staub- und Stempelblüten entwickeln sich also auf verschiedenen Büschen. Die Staubblüten gleichen kleinen Kätzchen. Steht ein Strauß in einer Vase auf dem Tisch, so sammelt sich bald auf der Tischdecke der feine „Goldstaub“. Aus den Stempelblüten schauen die roten Narben hervor.

Wenn der Post seine Blüten entfaltet, dann leuchten kleine Freudenfeuer im Moor.

Winters Starre schwindet,
und aus Rusch und Ried
tönt am frühen Morgen
Spielhahns Minnelied.

Die Blätter (auch die Früchte) tragen kleine, gelbe Drüsen, denen ein würziger Duft entströmt. Dieser vertreibt die Motten. Die sorgsame Hausfrau pflegte darum früher einen Postbusch in den Wäscheschrank zu legen. Der Landmann rieb mit einem Aufguß aus dem Post das wunde Euter der Kuh ein, um Mücken und Fliegen zu vertreiben.

In einer vergangenen Zeit dienten die Postblätter als Bierwürze. Damals wurde noch auf jedem Hof Bier gebraut. In jener Zeit war der Post ein bekannter Handelsartikel. Als „Brabanter Myrte“ waren die Blätter in jeder Apotheke zu kaufen. Der Post ist heute geschützt und darf auf dem Märkte nicht feilgeboten werden.



Kakerlak



Post

Die Flaschensegge



Der Monat Mai ist der Monat der Seggen, der Sauergräser. Im Niedermoor sehen wir auf den Gewässern grüne Blätter mit einem bläulichen Schimmer wehen, die schon aus größerer Entfernung durch ihre Farbe auffallen. Wo ein wandernder Mooree verlandet, steht in der Verlandungszone in Reinbeständen eine kräftige Segge. Es handelt sich um die Flaschen- oder Schnabelsegge. Sie ist ein Sauergras und leicht von den Süßgräsern zu unterscheiden. Der Halm der Süßgräser ist rund und hohl, der der Sauergräser dreikantig und markig. Bei den Süßgräsern gehen die Blätter nach zwei Seiten ab; sie sind zweizeilig. Bei den Sauergräsern gehen sie stets nach drei Seiten ab, sind also dreizeilig. Die Blüte der Süßgräser (Roggen) ist von einer kahnförmigen Deckspelze und einer zarten Vorspelze umhüllt, die der Sauergräser nur von einer kahnförmigen Spelze.

Wir ziehen eine Segge aus dem Grund und betrachten sie. Wir sehen oben die Staubblüten und unten die Stempelblüten. Die letzteren tragen schon die Fruchtschläuche, die wie kleine, dickbauchige Flaschen erscheinen; sie sind aufgeblasen und zum Schwimmen wohl geeignet. Die dicken Schläuche gehen dann plötzlich in den Schnabel über. Auf diesem sind oft noch die drei Narben erkennbar. Aus dieser Großsegge bestehen auch in der Hauptsache die Schwinggrasen, die Dobben, wie sie bei uns genannt werden. In der Hauptsache ist die schwimmende Pflanzendecke aus den Wurzelstöcken und Wurzeln der Schnabelsegge gebildet.

Ihre Ausläufer bewirken, daß sie oft Reinbestände bildet. Sie ist gegen Humussäuren die unempfindlichste Segge und wächst gern auf eisenhaltigem Boden.

Der Behnt

Auf dem Lande kennt jeder den Behnt oder das Behntgras, das hohe Gras unserer Moore, das in festen Horsten wächst und sehr spät blüht. Da der schlanke Halm keine Knoten hat, ist er zum Reinigen der Pfeifen wie geschaffen; darum wird der Behnt auch Pfeifengras genannt.

Er diente und dient noch heute zum Binden von Besen. Vor Jahren wurde für jeden Hof Behnt im Moor geschnitten, gebündelt und in der Regel auf dem Strohdach getrocknet.

Er war beim Dreschen unentbehrlich. Wenn die Garben mit dem Dreschflegel gedroschen waren, wurde das Stroh entfernt und die Körner mit den Spelzen zu einer schmalen Schicht zusammengefegt. Dann wurde der Behntbesen schnell darüber hin- und herbewegt. Durch dieses „Swepen“ wurden die leichten Spelzen aussortiert.

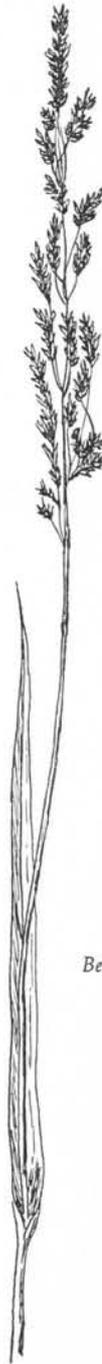
Heute sind unsere Moore im allgemeinen mit Behnt bewachsen. Das war früher anders. In den unentwässerten Mooren kam kaum Behnt vor. Als aber Gräben gezogen und die Dämme übersandet wurden, stellte sich der Behnt ein. Auch an den Rändern der Moor-kuhlen, wo der Boden trocken ist und die Kreuzotter gern ruht, siedelte er sich an. Er senkt seine Wurzeln tief in den weichen Grund. Beim Torfgraben ist schon zu beobachten, wie er durch sein Wurzelgeflecht den Torf zerstört. Den Moordamm macht er aber fest. Lläuft ein Feuer über das Moor, so werden die Wurzeln nicht zerstört. Aus ihnen kommt schon bald wieder der Behnt hervor.

Der Behnt ist ein Feuchtigkeitsanzeiger. Wenn er an Stellen steht, die trocken erscheinen, z. B. auf alten Erdwällen, so zeigt er an, daß er seine Wurzeln in eine wasserführende Schicht gesenkt hat.

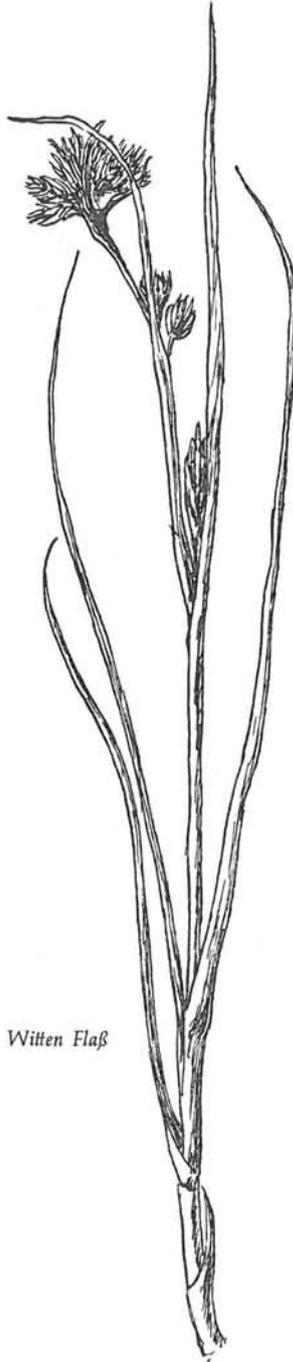
Der Behnt bereitet das Moor für den Baumwuchs vor, weil er den Rohhumus mildert. Schon bald stellen sich Birken ein, und ein Zwergwald junger Birken ist im Entstehen.

Im Winter verleiht der Behnt dem Moor eine eigene Note. Er mildert durch leuchtend braune Farbe die Schwermut des Moores.

Die Dickichte aus Behnt bieten dem Wild eine sichere Deckung.



Behnt



Witten Flaß

De Witte Flaß

Im Moor schimmert eine große Fläche weiß. Wir suchen die Stelle auf. Im nassen Grund wächst ein Pflänzchen, das fast an die Krötenbinse erinnert. Es steht hier recht gesellig. Der Landmann nennt es „Witten Flaß“ oder auch „Willen Flaß“. Das bedeutet also „Weißer Flachs“ oder „Wilder Flachs“. Da der Griffel auf der Frucht sitzen bleibt, ist diese geschnäbelt. Davon erhielt diese Moorpflanze den Namen Weiße Schnabelsimse.

Wenn die Früchte reif sind, ist der Standort von vielen kleinen Pässen und Gängen durchzogen. Die Rebhühner fallen hier ein, um die Früchte zu äsen. Daher ist der Name „Willen Haber“ (Wilder Hafer) ganz zutreffend. In den nassen Schlenken, in denen die Weiße Schnabelsimse wächst, liegen auch gern die Bekassinien.

Im Herbst bildet die Pflanze kleine Winterzwiebelchen aus, die 10 bis 20 Millimeter lang sind. Sie ruhen lose im Torfmoos oder in dem weichen Moorschlamm. Aus den Zwiebelchen entwickelt sich im Frühjahr eine neue Pflanze. Hauptsächlich wegen dieser Zwiebelchen wurden die Schafe früher bei Frost ins Moor getrieben, wo sie die kleinen Leckerbissen aus dem Boden oder aus dem Torfmoos scharrten.

Die Weiße Schnabelsimse wird in unseren Mooren schon seltener. Bei Trockenlegung des Moores verschwindet sie erst nach dem Luuk und dem Schoosterknief.

Der Königsfarn

Fast alle Farne sind auf dem Lande unter dem Namen „Snakenkrut“ bekannt. Wo am feuchten Wallfuß Farne stehen, halten sich gern Ringelnattern (Snaken) auf.

Zwei Farne tragen stolze Namen: Adlerfarn und Königsfarn. Der Adlerfarn ist allen aus unseren Wäldern bekannt. Der Königsfarn ist aber selten geworden. Die großen Bestände, die einst auch auf moorigem Boden wuchsen, sind in der Hauptsache verschwunden. Aber einzeln finden wir den Königsfarn noch in den meisten Feldmarken. Verwundert stehen wir vor der mächtigen Sporenpflanze. Sie ist an das vom Weltmeer beeinflusste feuchte Klima gebunden, ist also eine „atlantische Pflanze“. In der Erde sitzt der kräftige Wurzelstock, der mit den Resten abgestorbener Blattstiele und seinen Wurzeln eine oft kopfgroße, kugelige Masse bildet. Gärtner gruben früher die Wurzelstöcke aus, um in ihnen exotische Orchideen zur Entwicklung zu bringen. Unter allen deutschen Farnen ist der Königsfarn der einzige, bei dem einige Wedel nur im unteren Teil grüne Blattflächen tragen, während der obere Teil, an dem die Sporen gebildet werden, rostrot oder braunrot erscheint. Die rein grünen Wedel haben eine mächtige Blattrippe. Diese trägt zu beiden Seiten paarweise eine Anzahl kräftiger Nebenrippen. Diese besitzen wiederum links und rechts je eine Reihe grüner Fiederblätter, die



Königsfarn

an einem kurzen Stielchen den Nebenrippen ansitzen. Wo sich das Stielchen befindet, ist der Rand der Blättchen schief. Die rein grünen Wedel sind oft nach außen übergeneigt.

Die fruchtbaren Wedel, die also oben zahlreiche rostrote oder braune Sporenkapseln tragen, wachsen meist steif aufrecht. Ausnahmsweise sind auch einige Blättchen der mittleren und unteren Wedel in Sporenkapseln umgewandelt.

Der Königsfarn gehört zu den vollkommen geschützten Pflanzen. Es ist also absolut verboten, den Wurzelstock auszugraben und ihn in den Garten zu pflanzen.

Die Rosmarinheide

Gar oft werde ich von Städtern gebeten: „Zeigen Sie mir doch einmal die Rosmarinheide. Ich habe den Namen schon oft gehört und möchte sie gern sehen.“

Wir gehen also in das Moor. Am liebsten führe ich meine Besucher auf den Seedobben, den Schwingrasen am kleinen Moorsee. Wir brauchen nicht lange zu suchen. Ein frischer Wind weht über das Moor und spielt um hellblau-grüne Blätter, die an einem Halbsträuchlein sitzen. Es sind die lederartigen, wintergrünen Blätter der Rosmarinheide.

Der große Schwede Linné nannte die Pflanze „Andromeda“ nach der Tochter eines äthiopischen Königs, die wegen ihrer Schönheit mit der Juno wetteiferte.

Schön ist die Rosmarinheide. Bewundernd weilt der Blick auf den doldentraubigen Blüten, die in den Achseln von Tragblättern sitzen

Ein Blümlein steht im kalten Moor,
das ist im Mai erwacht;
es leuchten seine Glöckchen hell,
wenn warm die Sonne lacht.

Es ist das Blümlein Rosmarin,
so zierlich und so fein:
In brauner Heide schlichtem Kleid
erglänzt ein Edelstein.

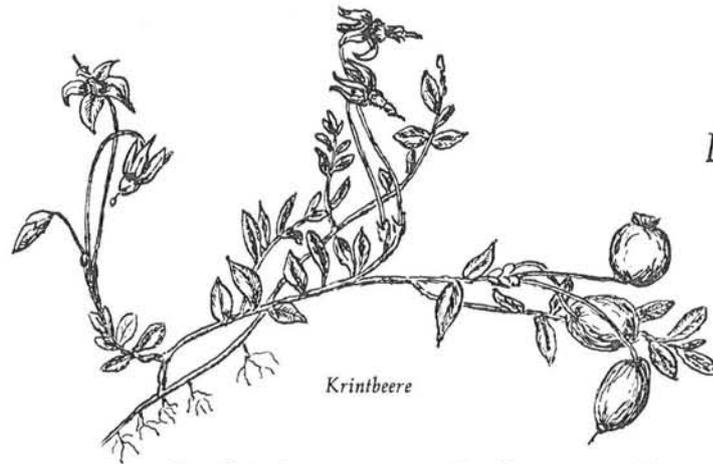


Rosmarinheide

und hellrosa auf langen Stielen nicken. Auch diese sind rötlich. Dadurch werden die Blüten, die wie kleine Glocken wirken, sehr auffällig. Wir werfen einen Blick in die Blüte und erkennen, daß die Staubfäden lang weißhaarig sind.

Die Rosmarinheide, deren Grundachse weit durch den Boden kriecht und sich bewurzelt, ist eine Charakterpflanze der Torfmoosmoore. Wenn sie im Mai ihre glockige Blütenkrone entfaltet, bildet sie einen unvergleichlichen Schmuck, besonders in Jahren mit reicher Blüte. Doch wird sie schon selten. Unsere Hochmoore haben sich durch Entwässerung in Heidemoore verwandelt. Sie wächst dann noch an Grabenufern, doch hört das bei Düngung bald auf.

Die schöne Pflanze ist giftig. Die Laubblätter, jungen Triebe und die Blüten enthalten ein Gift, das Schwindel, Erbrechen und Krämpfe verursacht.



Die Krintbeere

Die Krintbeere ist eine Zierde unserer Moore. Das kleine Halbsträuchlein umrankt mit der Fülle seiner immergrünen Blätter das Torfmoos. Es wird darum auch Moosbeere genannt. Von wunderbarer Schönheit ist das Pflänzchen zur Blütezeit, besonders wenn sich Blüte an Blüte reiht. Ein feiner Stengel hebt die Blüten empor zum Licht.

Dann bildet sich die Frucht. Sie ist etwa so groß wie eine Korinthe. Darum heißt die Pflanze eben Krintbeere. Die dünnen Stengel vermögen die Frucht aber nicht zu tragen. Diese ruht nun in dem weichen Torfmoos. Sie bietet auf dem grünen Untergrund ein prächtiges Bild, da sie nach dem ersten Frost rot wird.

Die Beeren, die gekocht eine vorzügliche Nachspeise liefern, werden gern gesammelt. Dabei ist aber Vorsicht geboten. Zur Warnung will ich eine kleine Geschichte erzählen:

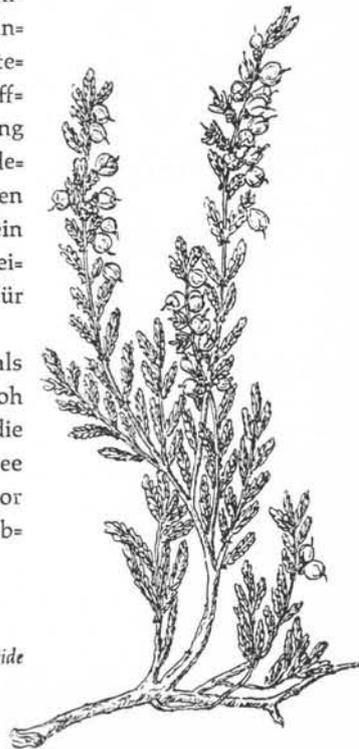
Erna war im Moor und pflückte Krintbeeren. Der Augusttag war heiß. Das Kind war fleißig und achtete nicht auf seine Umgebung. Am Rande der nassen Moorkuhle lag unter dem Post eine Kreuzotter träge in der Sonne. Erna kam ihr immer näher. Auf einmal schnellte der Kopf der Otter vor und biß Erna in die Hand. Der Biß war so heftig, daß die Giftzähne abbrachen und in den kleinen Wunden steckenblieben. Erna schrie laut auf. Zum Glück war in der Nähe ein Mann, der Behnt mähte. Er eilte hinzu, entfernte die Giftzähne und drückte das Blut aus. Erna wurde auf dem schnellsten Wege dem Krankenhause zugeführt. Es gelang der Kunst des Arztes, das Kind zu retten.

Die Besenheide wird als Sandheide immer weniger, im Moor (Moorheide) ist sie noch häufig; denn das entwässerte Moor wird zum „Heidemoor“. Die Besenheide (*Calluna vulgaris*) steht in der Familie der Heidekrautgewächse allein, ihr fehlen also die nahen Verwandten. Sie ist ein Zwergstrauch mit niederliegenden, wurzelnden Sprossen und aufstrebenden Zweigen. Von jeher gilt sie als Musterbeispiel für das gesellige Auftreten von Pflanzen. Hierzu wird sie besonders begünstigt durch ihre große Anspruchslosigkeit. Dazu kommen noch die reiche Samen-erzeugung, der dichte Wuchs, der Mitbewerber erdrückt, und die weitgehende Unempfindlichkeit gegen Wärme und Feuchtigkeit. Noch in der feuchtkalten Atmosphäre nahe dem Nordkap und am Rande der Alpengletscher wächst die Besenheide.

Ihre größte Bedeutung und Ausbreitung erlangte *Calluna* aber in den atlantischen Gebieten mit ozeanischem Klima wie bei uns. Die Besenheide ist die einzige unter den Heidekrautgewächsen, deren Blütezeit auf den Spätsommer fällt. Sie ist eine vortreffliche Bienenpflanze, die bei günstiger Witterung einen reichen Honigertrag liefert. Der dunkle Heidehonig ist mit Recht berühmt. Unsere Imker bringen ihre Völker in die Heide, wenn sie blüht. Zieht ein Gewitter trocken über die Heide, so ist sie nach Meinung vieler Imker „verblitzt“, und die Ausbeute für das fleißige Volk der Immen ist gering.

Früher wurde die Heide gemäht (gehauen) und als Streu verwendet. Diese ist brauchbar, doch ist Stroh viel wertvoller. In Zeiten der Not wird auch die Heide an das Rindvieh verfüttert. Wenn der Schnee hoch liegt, ragt doch die Besenheide daraus hervor und bietet den Rehen Äsung. Der Reichtum an Gerbstoff macht *Calluna* zum Gerben geeignet.

Die Besenheide



Besenheide



Die Dobbheide

Die Dobbheide ist unsere bekannte Glockenheide (*Erica Tetralix*), die schon im Hochsommer blüht. „Dobben“ ist der hier gebräuchliche Ausdruck für den Schwingrasen an den Moorseen, der unter dem Fuße des Menschen einsinkt. Ganz allgemein ist „Dobben“ feuchter Boden, wie ihn die Glockenheide liebt. Sie heißt auch „Bultheide“; denn sie steht auf kleinen Bulten (Erhebungen). Unsere Bauern nennen sie auch „Fressenheide“; denn der First (Fressen) des Reithdaches wird aus ihr hergestellt. Sie ist dazu besonders gut geeignet, weil die Stengel zäh sind und ein dichtes Geflecht im First bilden, das durch zahlreiche Stöcke (Fressenplück) zusammengehalten wird. Die Glockenheide diente früher zum Binden von kleinen Schrubbern, den Heidböhnern, die von der Hausfrau in der Küche gebraucht wurden, vornehmlich zum Reinigen von Bratpfannen und Kochtöpfen. Die Besenbinder holten sich ganze Kärren oder Handwagen voll Dobbheide aus dem Moor und banden auch noch die größeren Heidschrubber. Die blühende Glockenheide ist ein Schmuck unserer Moore. Sie wird als lohnende Moorbeetpflanze schon seit langem kultiviert. An Brandstellen erneuert sich die Dobbheide vorzugsweise durch Samenanflug. Eine Vermehrung durch Wiederausschlagen der abgebrannten Sträucher ist selten. Die Blätter enthalten Gerbsäure, im Winter nur wenig Stärke, doch sind sie im Januar sehr zuckerreich.

De Sprökelboom

Der Sprökelboom ist auf dem Lande sehr bekannt. Gewöhnlich kommt er aber in Buschform vor. Seine schlanken Triebe werden gern geschnitten. Der Imker steckt sie als „Spielen“ in den Immenkorb; denn sie sind trocken und verbiegen sich nicht, können also die Waben nicht gefährden. Auffällig sind auf der Rinde die zahlreichen queren, hellen Korkzellen.

Die Kinder nennen den Strauch gewöhnlich Tollkirsche. Das ist aber ein großer Irrtum. In unserer engeren Heimat wächst die Tollkirsche überhaupt nicht. Der Sprökelboom hat im Gegensatz zur Tollkirsche nur kleine Beeren, die erst

grün, dann rot und zuletzt schwarz aussehen. Diese Beeren sind nicht giftig. Sie kratzen aber im Halse und bewirken Durchfall. Da die Zweige des Strauches leicht brechen, wird er auch Faulbaum genannt. Die Rinde ist unter dem Namen Faulbaumrinde oder Frangulatee in jeder Apotheke oder Drogerie zu kaufen. Sie dient als Abführmittel. Die Rinde muß aber ein Jahr vor dem Gebrauch gelagert haben, da sie sonst Erbrechen bewirkt.

In Deutschland wurden vor dem Kriege alljährlich 20 000 Kilogramm getrocknete Faulbaumrinde gebraucht. Diese Menge konnte den Bedarf aber nicht decken. Die Droge wurde daher aus dem Auslande eingeführt, besonders aus Rußland.

Pulverholz wird der Sprökelboom genannt. Seine Holzkohle diente neben Salpeter und Schwefel zur Bereitung des Schießpulvers. Der Sprökelboom mit seinen glänzenden Blättern, seinen bescheidenen, grünlichweißen Blüten und den hellen Korkzellen auf der Rinde verdient unsere Beachtung.



Sprökelboom

Die Schwarze Krähenbeere

In meiner Jugend zogen wir Jungen des Sonntags in Moor und Heide, um „Heidelbeeren“ zu pflücken. Wir kannten den Standort. Die Beeren glänzten in der Sonne und lachten uns verführerisch an. Wir pflückten sie auch und steckten sie in den Mund; aber sie schmeckten uns nicht.

Erst viel später habe ich gelernt, daß der kleine Strauch Rausch- oder Krähenbeere genannt wird. Den Namen „Krähenbeere“ konnte ich mir erklären; denn die Früchte sehen wie Krähenaugen aus. Aber Rauschbeere? Wenn ich mit meiner Klasse über die Altenwalder Heide wanderte, standen in der Heide überall wie grüne Inseln die Teppiche der Krähenbeere. Ich hatte meinen Jungen gesagt, daß die Beeren von berauschender Wirkung sein sollten. Das wollten sie nun ausprobieren. Sie aßen also nach Herzenslust, aber keiner wurde berauscht, bei keinem stellten sich Kopfschmerzen ein. Wir bezweifelten darum für unsere Gegend die Richtigkeit des Namens.

In unseren Mooren ist die Krähenbeere keine Seltenheit; aber sie liebt den Halbschatten. Wo im Moor eine einsame Kiefer steht, unter der die Heide als Lichtpflanze nicht wächst, da hat sich häufig die Rauschbeere angesiedelt. Sie steht auch an Grabenböschungen; denn auch da herrscht Halbschatten. Sie erreicht ein hohes Alter. Der kleine Strauch erinnert sehr an Heide und wird zuweilen damit verwechselt. Zieht man ihn aus dem Boden, so wundert man sich über den weitkriechenden Erdstamm. Die Blätter sind nadelförmig, wintergrün und glänzend. Der weiche Teppich des Zwergstrauches fällt auf.

Die Blüten sind in der Regel zweihäusig. Es kann darum vorkommen, daß man in einem größeren Bestande nicht eine Frucht findet, da die Sträucher nur männliche Blüten tragen. Rauschbeeren mit weiblichen Blüten sind fast immer mit Beeren überladen. Die Frucht ist eine kugelige Steinbeere, die noch von dem dünnen Griffel gekrönt ist.

Schwarze Krähenbeere



Im hohen Norden sind die Früchte größer und saftiger als bei uns. Sie gehören im nördlichen Skandinavien und in Nordrußland zu den wenigen einheimischen Beerenfrüchten, die in Menge sowohl frisch als zubereitet genossen werden. Die gefrorenen Beeren sind besonders wohlschmeckend. Die Lappländer bewahren sie, mit Milch gemischt, für den Winter auf. Im Winter läßt man die Mischung gefrieren und ißt dann das zerriebene Eis mit dem Löffel. Um ein feines Gericht zu bereiten, schlagen die an der Küste wohnenden Lappen Dorschleber zu einer breiartigen Masse, um während des Kochens so viele frische Beeren wie möglich dazwischen zu tun. Auf Island werden die Beeren entweder frisch mit saurer Milch gegessen oder in dieser zum Winterbedarf aufbewahrt. Die Rauschbeere wird auch in Grönland in großer Menge verzehrt und dann mit Seehundsspeck gemischt.

In Norwegen wurde im Mittelalter aus den Beeren Wein bereitet. Auf Island soll der Wein beim Abendmahl benutzt worden sein.



Die Sumpf-Wasserfeder

In einem Graben des Niedermoores bietet sich unseren Augen ein liebliches Bild. Eine zierliche Pflanze bildet hier einen reinen Bestand. Schlanke Blütenstände tragen weithin sichtbare Primelblüten, die zu Trauben gehäuft sind, hellrosa schimmern und einen gelben Schlund haben. Wir haben die Sumpfprimel gefunden.

Ja, es ist eine Primel, die dem Leben im Wasser angepaßt ist. Wir sehen in dem Moorwasser die untergetauchten Laubblätter, die zart, kammförmig, fiederartig sind und entfernt an eine Feder erinnern. So verstehen wir auch den Namen Sumpf-Wasserfeder.

Die Hauptachse schwimmt im Wasser, aber an den Knoten, die beblättert sind, entspringen zahlreiche lange, fadenförmige, weiße Wurzeln aus den Blattachsen, die im Moorschlamm wurzeln. Die Hauptachse schwimmt horizontal oder etwas geneigt, was ihr durch die großen Lufträume des Stengels und die fein geteilten Blätter erleichtert wird. Zur Blütezeit lösen sich die fadenförmigen Wurzeln oft los, um sich bei Eintritt kühlerer Witterung wieder zu verankern. So entstand vielleicht die alte Angabe, die Sumpfprimel sei wurzellos.

Auf festem Boden erzeugt die Wasserfeder eine Landform. Die Frucht schwimmt dank eingeschlossener Luft auf dem Wasser. Sie wird durch den Wellenschlag verbreitet, doch auch durch Wasservögel. In manchen Gegenden ist die Sumpfprimel an die Hauptzugsstraßen der Vögel gebunden.

Wichtiger als die Samenvermehrung ist die durch Winterknospen. Die blühende Hauptachse stirbt im Herbst ab. Dabei lösen sich Seitensprosse los, sinken unter, bewurzeln sich und überwintern.

Sumpf-Wasserfeder

Der Schoosterknief

Auf dem Lande war der „Schoosterknief“ einst sehr bekannt. Er wuchs häufig und in dichten Beständen auf schlecht gepflegten Moorweiden. „Der Schoosterknief macht die Knochen des Weideviehes brüchig“, sagte der Bauer. Aber das war wohl nicht die Schuld der Pflanze, sondern das machte der kalkarme Boden.

Schoosterknief heißt die Pflanze nach der Form ihrer Blätter, die eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Schustermesser haben. Der Name Beinbrech ist schon erklärt.

Die Pflanze fesselt unwillkürlich das Auge des Beschauers. Sie steht starr aufrecht im feuchten Grund. Es lohnt sich, einen Blick in ihre Blüte zu werfen. Die Staubfäden sind dicht wollig und die Staubbeutel ziegelrot.

Die Blüten enthalten keinen Honig; aber der ganzen Pflanze entströmt ein feiner nelkenartiger Duft.

Zur Blütezeit bildet der Beinbrech mit seinen prächtigen Blüten einen Schmuck unserer Moore. Auch nach der Blüte mildern die roten Fruchtkapseln, die bleiben, die Schwermut, die dem Moor anhaftet.

Es ist darum tief bedauerlich, daß diese schöne Moorpflanze dem Untergange geweiht ist.



Schoosterknief

Die Drachenwurz



Drachenwurz

Ein herrlicher Schmuck unserer Moore ist die Drachen- oder Schlangenzwurz, die Sumpfkalla. Kommen Pflanzenfreunde aus dem Süden unseres Vaterlandes zu uns, so ist ihre erste Frage: „Wächst wohl hier die Sumpfkalla?“ Sie sind glücklich, wenn ihnen die schöne Pflanze dann gezeigt wird. In Torfausstichen, in Gräben und in der Uferzone der Mooreseen, gern unter Erlen, hat die Drachenwurz ihr Reich. Oft ist das ganze Gewässer mit ihr ausgefüllt.

Versiegen im heißen Sommer die Moorgewässer, dann liegen die grünen Wurzelstöcke der Pflanze wie Schlangen über- und nebeneinander auf dem weichen Moorschlamm. Das Bild erinnert an Schlangen, die die warme Frühlingssonne aus der Winterherberge hervorgehört hat und die nun ähnlich wie die Wurzelstöcke der Drachenwurz sich gelagert haben. In Torfausstichen schwimmen die dichten Bestände der Pflanze wie grüne Inseln und gewähren den Enten eine vorzügliche Deckung.

Am auffälligsten ist das innen weiße Hüllblatt, das den Blütenkolben umschließt. Es leuchtet weithin.

Im Spätsommer sind die Samen reif. Dann glänzen die Kolben scharlachrot. Die Beeren und Samen sind leichter als das Wasser und werden bei schwacher Strömung mit fortgetragen. Da die Samen auch klebrig sind, haften sie am Gefieder der Wasservögel und werden so verfrachtet. Über das vereinzelte Vorkommen der Sumpfkalla in der Schweiz weiß die Sage folgendes zu berichten:

Als Herzog Leopold 1386 gegen Sempach zog, befand sich unter den österreichischen auch ein norddeutscher Ritter, dem seine Braut eine Blume aus der Heimat mitgegeben hatte. Als dann der Ritter auf der Flucht fiel, wurde ihm die Blume mit in das Grab gegeben. Bald gingen aus dem Boden neue Kallapflanzen hervor.

Das Dreeblatt (Fieberklee)

Wir wandern Anfang Juni durch das Moor. Da erreichen wir eine sumpfige Moorwiese. Im Graben und auch am Ufer steht eine prächtige Pflanze, eine Zierde des Niedermoores. Uns fallen zunächst die drei Blätter auf, nach denen die Pflanze im Volksmunde „Dreeblatt“ heißt. Wir untersuchen den Geschmack und stellen fest, daß er sehr bitter ist. Die schöne Moor-pflanze heißt darum auch Bitterklee.

Nun ziehen wir eine Pflanze aus dem Grund. Ein langer Wurzelstock von dunkelgrüner Farbe löst sich los. Aus den Knoten sind Wurzeln gewachsen, die ihn im Schlamm verankern. Am Ende aber erhebt sich der aufsteigende Stengel. Wir können uns denken, daß die bis zwei Meter langen, fingerdicken und verflochtenen Wurzelstöcke den Schwingrasen, den Dobben, befestigen. Die Pflanze dringt aber auch in größere Tiefe der Moor-gewässer ein.

Prächtig ist die Blüte. Besonders fällt uns die Blumenkrone auf. Ihre Blätter sind weiß und haben einen rosa-farbenen Anstrich. Die Zipfel sind zurückgerollt, und die Innenseite ist von langen saftreichen Haaren dicht-bärtig.

Die Blüte gilt als Hummelblume mit verborgenem Honig. Die eigenartigen Fransen der Kronzipfel erhöhen die Auffälligkeit der Blüte und dienen zum Schutz des Honigs gegen Regen und unberufene Gäste. Der Bitterklee gehört zu den Enziangewächsen. Er ist eine bekannte Heilpflanze. Die Droge besteht aus den Blättern, die einen Bitterstoff enthalten. Zusammen mit anderen Bitterstoffen dienen sie als Magenmittel.

Im Volke wird der Bitterklee noch heute als Mittel gegen Fieber und Migräne sehr geschätzt (Fieberklee).



Dreeblatt

Der Lungenenzian

Wir haben ein Moorgrundstück betreten. Es ist feucht und der Boden an vielen Stellen mit dem Behntgras bewachsen. Auf einem freien Fleck erblicken wir plötzlich eine wunderschöne Blume. Sie trägt sechs Glocken, die außen tiefblau gefärbt sind. Das ist der Lungenenzian, eine Pflanze, die vollkommen geschützt ist.

Wer schon in den Alpen gewesen ist, weiß, daß dort die Enziane stark vertreten sind. Dort wächst auch der gelbe Enzian, aus dessen Wurzelstock der Enzianschnaps hergestellt wird. Sein Geruch ist vielen Menschen unangenehm. Er gilt beim Volke aber als nie versagendes Universalmittel bei Magen- und Darmbeschwerden, aber auch gegen Gicht und Fieber. Auf dem Münchener Oktoberfest gehört die Bude des „Wurzelsepps“ zu den nie fehlenden Erscheinungen.

Unser Enzian diente in einer vergangenen Zeit auch Heilzwecken. Wurzel und Blüten galten als wirksames Mittel gegen Lungenkrankheiten. So erklärt sich der Name. Der Lungenenzian ist eine Staude, der aber die grundständige Blattrosette fehlt. Die Pflanze entspringt aus einem kräftigen Wurzelstock. Die Blüten sitzen in den Achseln der Blätter. Die Einzelblüte hat die Gestalt eines Trichters, der unten plötzlich in eine kurze Röhre übergeht. Am Rande ist die Blüte in fünf Zipfel aufgelöst. Die Blütenglocke ist außen tiefblau und mit fünf grünen punktierten Längsstreifen versehen. Auf der Innenseite wechseln blaue und weiße Streifen miteinander ab.

Der Lungenenzian blüht, wenn auch die Besenheide in Blüte steht. So kommt es leider noch immer vor, daß mit der Heide zugleich auch der geschützte Enzian aus Unkenntnis abgepflückt wird.



Lungenenzian

Das Studentenröschen

Ich war nicht wenig erfreut, als ich im August im Moor auf einer Wiese einen großen Bestand des Studentenröschens fand. Ich hatte es lange nicht mehr gesehen. Nun konnte ich es in seiner ganzen Schönheit bewundern. Und wieder kam mir, wie schon so oft, der Gedanke, welche Schönheiten unsere Moore doch aufzuweisen haben. Sumpferzblatt heißt die Pflanze auch; denn die Blätter sind herzförmig. An dem Blütenstiel, der steif aufrecht gerichtet ist, sitzt im unteren Drittel ein Vorblatt, das auch Herzform hat. Die Kronblätter sind porzellanweiß.

In dem schönen Blütenstern sind den weißen Blütenblättern fünf grüngelbe Blättchen angeheftet, die in lange Fransen ausgezogen sind. Sie gleichen dadurch dem Fuße des Laubfrosches. Die vielen dunklen Köpfchen auf dem weißen Grunde locken die Insekten an. Diese finden aber statt der erhofften Ausbeute nur eine ganz bescheidene Menge von offenem Honig; denn die Fransenköpfchen sind ganz trocken. Wenn sich die Blüte öffnet, liegen die Beutel der fünf Staubgefäße auf den Narben, die noch unentwickelt sind. Am nächsten Tage öffnet sich ein Beutel, und der Staub kommt auf die unreife Narbe. Am folgenden Tage biegt sich das Staubblatt zurück, und ein zweiter Staubbeutel öffnet sich. So kommen alle fünf Staubbeutel in ganz gesetzmäßiger Reihenfolge an die Reihe. Ein größeres Insekt, das nun die Blüte besucht, setzt sich auf die kräftige Narbe und trägt den Blütenstaub (Pollen) zu einer anderen Blüte.



Studentenröschen

Das Pfeilkraut

Wir wandern durch eine Niederung. Links und rechts des Dammes liegt Grünland. Der Boden schwankt unter unsern Füßen, das Wasser in den Gräben zittert leise. Wir sind also in einem Niedermoor, das in Wiesen umgewandelt ist.

Da erblicken wir in dem Graben mit dem langsam fließenden Wasser eine Pflanzengruppe, die durch die Form ihrer Blätter dem Auge auffällt. „Pfeilkraut“, sagen die Kinder. Sie kennen die Pflanze schon.

Aber sie sollen etwas Neues kennenlernen. Wir ziehen ein Pfeilkraut mit aller Vorsicht aus dem weichen Schlamm. Da erblicken wir an den weißen Ausläufern walnußgroße Knollen. Wir denken uns, daß sie zur Überwinterung der Pflanze dienen. So ist es auch. Im Frühjahr entwickelt sich aus der Knolle ein Ausläufer (Wurzelstock), oder er geht sofort dicht über der Spitze zur Blattbildung über. Die Knollen sind sehr nahrhaft. Sie dienen den Wasservögeln (z. B. Enten) als Nahrung. Im Oderbruch heißen sie „Brucheicheln“.

Im nordwestlichen Amerika sind die Knollen eines nahe verwandten Pfeilkrautes ein beliebtes Genußmittel bei verschiedenen Indianerstämmen. Sie sind dort unter dem Namen „Wappatoo“ bekannt. Auch die eingewanderten Chinesen essen sie gern. In China wird ein Pfeilkraut sogar angebaut und die Knolle auf den Markt gebracht.

Wir werfen einen Blick auf die Blätter. Während die Überwasserblätter pfeilförmig sind, sind die im Wasser flutenden Blätter riemenförmig.

Die Blüte ist groß. Am Grunde der empfindlichen Blumenkronblätter fällt uns der purpurne Fleck auf.



Pfeilkraut

Der Name Sonnentau bezieht sich auf die glänzenden Tröpfchen auf den Blättern, die vom Volk als „Tau“ angesehen wurden. Der Sonnentau steht mit Vorliebe im Torfmoos, an der Böschung der Moorgräben, an der Wand des alten Torfstichs, doch auch im feuchten Sand.

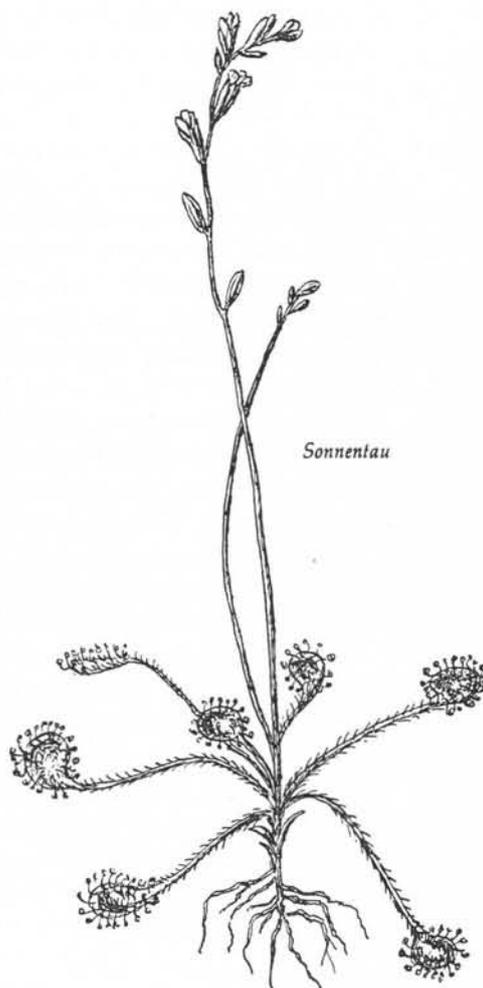
Er überwintert durch die Endknospe der Laubblattrosette, die durch Nebenblätter eingehüllt ist. Im Frühjahr wächst die Achse durch die höher gewordene Moosdecke hindurch. Sobald die Oberfläche des Moosrasens erreicht ist, hört das Längenwachstum der Achse auf, und eine Endknospe schließt sie ab. Der Blütenstengel entspringt in der Achsel eines Laubblattes.

Der Sonnentau hat die Fähigkeit, Insekten zu fangen und deren Zersetzungsprodukte für sich zu verwerten. Der Tierfang verläuft folgendermaßen:

Kommt ein Insekt mit einem der äußeren Tentakel (Wimpern) in Berührung, so klebt es an dem ausgeschiedenen Leimtropfen fest. Nach kurzer Zeit biegt sich der Tentakel am Grunde nach der Mitte ab. Der durch das Insekt ausgeübte Reiz pflanzt sich zuerst

Der Rundblättrige

Sonnentau



auf den nächsten Tentakel, dann auf die entfernteren fort, die alle die gleiche Bewegung gegen die Blattmitte ausführen, das Insekt überdecken und gegen die kurzen Wimpern pressen. Wird nur das Zentrum gereizt, so krümmen sich die Tentakel am Rande gleichfalls und legen sich über die Beute. Im Notfall rollt sich sogar die Blattspreite ein, um eine völlige Umschließung zu bewirken. Daß es sich besonders um einen chemischen Reiz handelt, geht daraus hervor, daß „unverdauliche Körper“ (Glas, Holz, Steinchen) die Krümmung nicht bewirken. Die Drüsen lösen nun ein Ferment (einen Zersetzung erregenden Stoff) aus, das dem tierischen Magensaft ähnlich ist und die Weichteile auflöst. Die Aufsaugung geschieht durch die gleichen Drüsen und ist in wenigen Tagen beendet. Die Tentakel krümmen sich wieder in ihre alte Lage zurück, der Wind entfernt die unverdaulichen Teile, und die Schleimabsonderung setzt wieder ein. Der Sonnentau zieht aus der Gewinnung tierischer Stoffe, besonders durch die Kalium- und Phosphorsalze, großen Vorteil. Er kann ohne diese leben, aber mit denselben zeigt er eine üppigere Entwicklung und eine erhöhte Samenerzeugung. Der Bremer Arzt Roth in Vegesack hat 1797 zuerst die Fähigkeit des Sonnentaus, Tiere zu fangen, beschrieben. Schon vorher hat Goethe (am 29. Juni 1785) in einem Moor am Ochsenkopf im Fichtelgebirge die Pflanze untersucht und ihre Lebensweise erkannt.

Immer hat der Sonnentau eine große Rolle gespielt. Bereits im 13. Jahrhundert galten die auch beim stärksten Sonnenschein nicht verdunstenden „Tautropfen“ als kühlendes Mittel. Die Alchimisten (Goldmacher) glaubten darin den Stoff zur Bereitung von Gold und des Lebenselixiers (Heiltrank zur Verlängerung des Lebens) gefunden zu haben. Als besonders heilkräftig gegen allerlei Gebrechen galt das „Goldwasser“, das noch heute in Italien als Rosoglio verkauft wird.

Der Sonnentau ist eine Heilpflanze. Er gehört zu den geschützten Pflanzen. Die Droge besteht aus dem getrockneten, blühenden Kraut samt Wurzeln. Sie ist ein altes Volksmittel gegen Keuchhusten. Der ausgepreßte Saft dient äußerlich gegen Warzen, Hühneraugen und Sommersprossen.

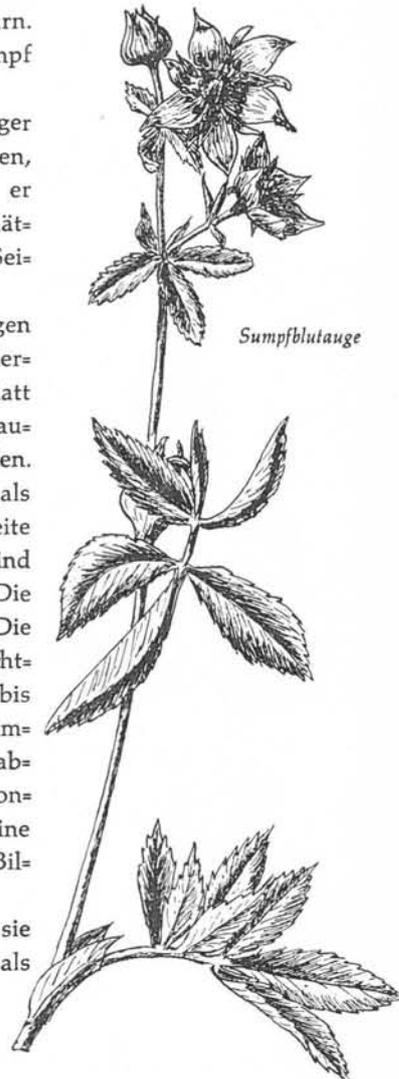
Das Sumpflutauge

Ein breiter Moorgraben ist lange nicht gereinigt worden. Auf seiner Sohle wächst eine stattliche Pflanze, die durch ihre Blütenfarbe auffällt. Sie ist purpurn. Wie Blutaugen schauen die Blüten aus dem Sumpf hervor. Die Pflanze heißt daher Sumpflutauge.

Wir ziehen eine Pflanze aus dem Graben. Ein langer Wurzelstock kommt mit nach oben. Wir erkennen, daß er waagrecht kriecht. An den Knoten ist er stark bewurzelt. Am Ende geht er in einen beblätterten Sproß über, der aber unfruchtbar ist. Die Seitenzweige sind unfruchtbar oder tragen Blüten.

Die Laubblätter sind meist fünfzählig, an kräftigen Pflanzen auch siebenzählig gefiedert. Da die Fiederpaare einander sehr genähert sind, sieht das Blatt bald wie gefingert aus. Seine Unterseite ist hell blaugrün, Oberseite und Stengel sind oft rot überlaufen. Bei der Blüte fällt auf, daß der Kelch größer ist als die Kronblätter. Die Kelchblätter haben eine breite Basis und sind allmählich lang zugespitzt. Sie sind trüb purpurn und bei der Blütezeit ausgebreitet. Die Außenkelchblätter sind sehr schmal lanzettlich. Die dunkelpurpurnen Kronblätter bleiben bis zur Fruchtreife. Nach der Bestäubung schließen sich die bis dahin abstehenden Kelch- und Kronblätter zusammen, während die kleinen Außenkelchblätter abstehend bleiben. Die auffallende Farbe der Kronblätter und ihr Bleiben bis zur Fruchtreife ist eine eigenartige Erscheinung. Die Ursachen dieser „Bildungsabweichung“ sind jedoch nicht bekannt.

Da die Pflanze reich an Gerbstoff ist, diente sie früher Heilzwecken. Auch heute noch findet sie als Volksmittel gegen Durchfall Anwendung.



De Tormentillwuddel

Die Tormentillwuddel war früher sehr bekannt und geschätzt. Es hieß im Volke: „Nimm Bibernell und Tormentill, so wird der Tod bald stehen still!“

Die Tormentillwuddel ist dick. Wir graben eine aus der Erde und schneiden sie durch. Sie ist im Innern rot (aber nicht immer!). Nach dieser Farbe heißt die Pflanze Rotwurz. In unserer Gegend wird der Wurzelstock ausgegraben, gewaschen, in Stücke geschnitten und in Schnaps getan. Das Getränk heißt dann „Heidecker“ und gilt als magenstärkend. Die Pflanze selbst führt auch diesen Namen.

Der Heidecker ist eine Heilpflanze. Die Droge besteht aus den Wurzelstöcken, die im Frühjahr gesammelt und von den Nebenwurzeln befreit werden. Am dunkelroten bis rotbraunen Querschnitt erkennt man strahlenförmige Reihen heller Flecken. Die Droge enthält gegen 25 Prozent Gerbsäure.

Die rote Farbe des Wurzelstocks und die Behauptung, daß er frisch geschnitten im Dunkeln leuchtet, haben sehr zur Wertschätzung der Pflanze als „einer nicht auszugründenden noch zu beschreibenden Wunderkraft“ beigetragen.

Im Mittelalter wurde die „Tormentillwuddel“ von den Ärzten gegen die rote Ruhr gegeben, der Aufguß zu Pinselungen bei Zahnerkrankungen angewendet. Im Weltkrieg wurde Tormentill von zahlreichen Ärzten als Ersatz für eine ausländische Heilpflanze empfohlen. Sie hat sich so gut bewährt, daß sie in das Deutsche Arzneibuch aufgenommen wurde. Die Abkochungen der Droge werden bei Darmkatarrh wegen der Wirkung der Gerbsäure mit Erfolg gebraucht. Die Tormentilltinktur findet Anwendung bei Zahnfleischentzündung, bei Verletzung und Entzündung der Mundschleimhaut sowie bei Mundfäule.

Der Heidecker wächst auf anmoorigem Boden. Wo wir ihn auf Mähwiesen treffen, ist er ein Magerkeitsanzeiger.



Tormentillwuddel

Der Blutweiderich

Im Hochsommer schimmert eine Moorwiese im Niederungsmoor purpurrot. Ein großer Bestand einer hohen Pflanze steht im feuchten Grund. Ein Landmann, dem die Wiese gehört, fragt, ob die Pflanze auch giftig ist. Wir beruhigen ihn. Was wir vor uns sehen, ist der Blutweiderich. Wie rote Fackeln leuchten die Blütenähren. Wir verwechseln ihn nicht mit dem Weidenröschen, dem „Kattensteert“, bei dem die Blätter kurz gestielt sind und die Blüte eine große, lockere Traube bildet. Die Laubblätter erinnern an die der Weiden, daher der Name. Sie sind sitzend. Die purpurroten Blüten stehen in dichten Wirteln und bilden eine schöne, gipfelständige Ähre, die am Grunde beblättert ist. Ein Blick in die Blüte lehrt uns, daß die zwölf Staubgefäße in zwei Kreisen stehen.

Wo die Pflanze im Wasser steht, bildet sich am untergetauchten Teil des Stengels ein schwammiges Gewebe, das einen dichten Mantel um den festeren Teil der Achse legt. Dieses Durchlüftungsgewebe kann am Stengel ziemlich hoch hinaufgehen, um sich über dem Wasser zu verlieren.

Die kleinen Samen besitzen die für alle Weidenarten typischen glatten Schleimhaare. Sie heften sich bisweilen an Schnabel, Füße und das Gefieder von Schwalben, Bachstelzen, Dohlen und anderen Vögeln und werden so verschleppt.

Die Pflanze wurde früher wegen ihres Gehaltes an Gerbsäure als Loh- und Gerbmateriale empfohlen. In manchen Gegenden benutzt man das gequetschte Kraut heute noch zum Stillen von blutenden Wunden.



Poggengeld

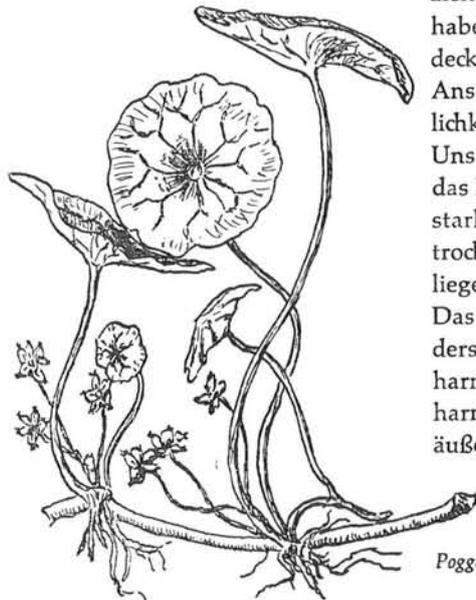
Auf einer nassen Moorweide erregt eine Pflanze, die am Graben wächst, unsere Aufmerksamkeit. Am Ufer und an der Böschung liegen dicht an dicht runde Blätter, die am Rande leicht eingekerbt sind. Es ist Poggengeld (Froschgeld). Da das Blatt in der Mitte schildförmig gestielt ist, heißt die Pflanze auch Wassernabel.

Das Poggengeld ist eine Doldenpflanze. Das will uns nicht so recht in den Sinn. Was wir an Doldenpflanzen kennen – Kerbel, Bärenklau, Kümmel, Giersch, Engelwurz – sind doch alle hohe, stattliche Pflanzen! Und diese kriecht am Boden. Ihr Stengel ist dünn wie eine Schnur, wurzelt an den Knoten und wächst unbegrenzt weiter.

Wir müssen also den Blütenstand untersuchen. Aber wo ist die Blüte? Um sie zu finden, ziehen wir eine Pflanze aus dem Boden. Wir haben Glück. Auf fadendünnen Stielen entdecken wir die sehr kleinen Blüten, die den Anschein einer Kopfdolde erwecken, in Wirklichkeit aber einfache Dolden sind.

Uns fällt auf, daß an schattigen Standorten das Poggengeld große Blätter hat und die Stiele stark verlängert sind, während an sonnigen, trockenen Stellen die Blätter dem Boden aufliegen und der Stiel nur kurz ist.

Das Poggengeld gilt als giftig und soll besonders den Schafen schädlich sein, da es Blutharnen erzeugt. Die Pflanze war früher als harntreibendes Mittel bekannt und diente äußerlich als Wundmittel.



Die Engelwurz

Auf einer Wiese im Niedermoor stehen zahlreiche Doldenpflanzen mit weißen oder rötlichen Blüten. Es handelt sich um die wilde Brustwurz oder Engelwurz.

Engelwurz wird sie genannt, weil ein Engel den Menschen die heilkräftige Pflanze gezeigt haben soll. Brustwurz heißt sie, weil ihre gewürzhafte Wurzel früher hin und wieder als schleimlösendes Mittel bei Brustkrankheiten gebraucht wurde.

Der Stengel der Engelwurz ist stielrund und gestreift. Wir graben eine Pflanze aus und finden eine spindelförmige Wurzel, die wie eine Möhre riecht, aber einen scharfen und bitteren Geschmack aufweist.

An den Blättern sehen wir die sehr großen Blattscheiden, die bäuchig aufgeblasen sind. Sie hüllen ursprünglich die jungen Knospen ein und bilden einen wirksamen Schutz. Die Oberseite der Blattstiele trägt eine Rinne, in der das Wasser zentripetal, also nach der Mitte zu, in die bauchige Blattscheide geleitet wird. In dem Wasser lebt eine reiche Kleintierwelt. Die mächtigen Dolden am Stengel und seinen Verzweigungen sind endständig, groß und stark gewölbt. Die Dolde ist zwanzig- bis dreißigstrahlig. Die Doldenstiele sind flaumig-filzig. Unter der großen Dolde fehlt in der Regel die Hülle. Dagegen sind die Döldchen mit zahlreichen Hüllchenblättern ausgezeichnet. Die Früchte haben durchscheinende Ölstriemen. Diese dienen der Ausscheidung von Stoffen, die für den Haushalt der Pflanze unnütz sind. Sie bedeuten wegen ihrer Giftwirkung einen Schutz, besonders gegen körnerfressende Vögel. Der Landmann sieht die Engelwurz nicht gern auf seiner Mähwiese, sie kann zu einem lästigen Unkraut werden.



Engelwurz

Der Giftwüterich



Giftwüterich



Der Giftwüterich ist der Wasserschierling, unsere gefährlichste Giftpflanze, die jedes Kind kennen muß.

Die bis 150 Zentimeter hohe Pflanze steht am Rande der Gewässer im Niedermoor. In der Marsch kommt sie nicht vor.

Wir betrachten eine Pflanze, die am Mooree steht. Die großen Blätter haben Doppelfieder und sind scharf gesägt. Mit aller Vorsicht versuchen wir eine Pflanze aus dem nassem Grund zu ziehen. Wir wollen die Grundachse sehen. Der Versuch gelingt. Die Grundachse, der Stengelgrund, ist knollenartig verdickt. Sein Durchmesser beträgt bis über sieben Zentimeter. Außen ist er geringelt und mit starken, quirlig angeordneten Faserwurzeln besetzt.

Nun schneiden wir ihn durch, um das Innere zu sehen. Wir stellen fest, daß der Stengelgrund hohl und durch markige Querscheiben in Kammern eingeteilt ist. Nach dem Durchschneiden sickert aus der süßlich-betäubend riechenden Grundachse ein hellgelber Saft, der an der Luft bald dunkler wird. Das ist das gefährliche Gift, das in der Grundachse am stärksten entwickelt ist. Der Genuß führt fast immer zum Tode, der schon nach kurzer Zeit eintritt. Es kommt leider vor, daß die giftige Grundachse mit den eßbaren Wurzeln von Sellerie, Kohlrabi oder mit dem Wurzelstock des Kalmus verwechselt wird. Wir werfen die gespaltene Grundachse nicht in das Wasser, da sie es vergiften könnte, sondern scharren sie ein. Es wird behauptet, daß ein Pfund des getrockneten Krautes beim Pferd den Tod herbeiführen kann.

An der Blüte beobachten wir, daß unter der Dolde keine Hüllblätter sind, unter den Döldchen aber zahlreiche Hüllchenblätter, die zuletzt zurückgeschlagen sind. Die Döldchen sind reichblütig, die Fruchtstiele länger als die Frucht.

Die Sumpfdistel

Auf der Moorwiese leuchtet es rot. Zahlreich steht hier eine hohe Distel. Es ist die Sumpfdistel. Von der Ackerdistel, die blaßrot blüht, unterscheidet sie sich schon durch die dunkelrote Farbe. Die Ackerdistel verlangt auch schweren Boden zu ihrem Gedeihen.

Die Sumpfdistel ist stark bewehrt. Von den Blättern laufen die Ränder nach unten und sind mit spitzen Stacheln besetzt. Auf der Moorwiese ist diese Distel daher sehr lästig. Besonders beim Aufladen des Heus macht sie sich unangenehm bemerkbar. Leider ist sie schwer zu vertreiben; denn die Düngung erträgt sie gut.

Die Sumpfdistel ist zweijährig. Im Herbst und Winter sieht man auf den Moorwiesen die einjährige Rosette, die dem Boden aufliegt. Sie ist von großer ornamentaler Wirkung. Diese Blattrosette wird vielerorts gestochen, um als Schweinefutter zu dienen. Das ist zugleich ein Mittel, diese Distel in ihrer Verbreitung zurückzudrängen.



Die Kohldistel

Nicht in jeder Feldmark finden wir die Kohldistel. Im Landkreise Wesermünde ist sie aber auf den Moorwiesen der Lune keine Seltenheit. Diese bis 150 Zentimeter hohe Pflanze ist nicht wehrhaft. Ihre Blätter sind weich und gelblichgrün. Da die Köpfe von bleichen Hochblättern umgeben sind, so ist die Kohldistel eine ganz auffällige Erscheinung.

Mir ist immer aufgefallen, daß die Zitronenfalter eine Vorliebe für sie haben. Wenn im Spätsommer die zweite Generation fliegt, kann man sicher sein, sie bei der Kohldistel anzutreffen. Man gewinnt fast den Eindruck, als ob alle Zitronenfalter der Umgegend sich hier versammelt hätten. Nun ist nicht zu leugnen, daß Farbe und Flügelform eine gewisse Ähnlichkeit mit den Hüllblattspitzen der Pflanze aufweisen, zumal diese auch nach oben gerichtet sind. Ob hier ein Fall von Mimikry vorliegt, ist nicht erwiesen.

Die Blüten werden gern von Hummeln, Bienen und Faltern besucht. Der Hohlraum zwischen den Hochblättern und dem Blütenkopf dient bei Regenwetter Hummeln und Ohrwürmern als Zufluchtsstätte.

Im menschlichen Haushalt spielt die Kohldistel nur im slawischen Kulturkreis eine Rolle. Bei den Wenden in der Niederlausitz gilt sie als Mittel gegen plötzlichen Schreck, der als Ursache aller Krankheiten angesehen wird. Zu dem Zweck wird mit einem Aufguß des Krautes eine Waschung vorgenommen. Daher heißt die Kohldistel auch „Wendisches Verwaschkraut“.

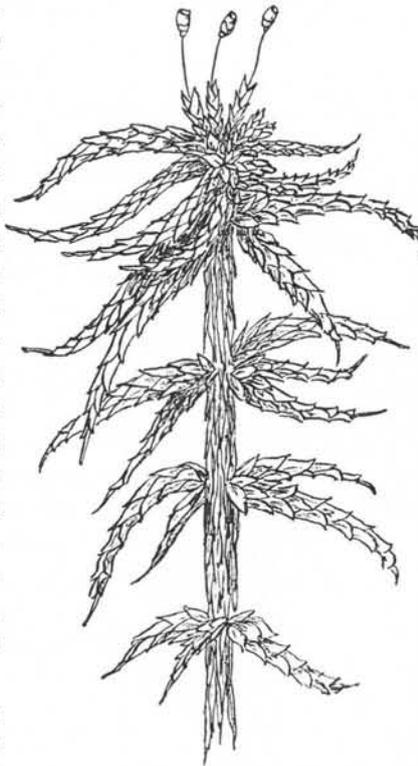


Das Torfmoos

Wir betrachten einen hellen Torfsoden (witten Torf). Zu unserem Erstaunen stellen wir fest, daß darin noch die einzelnen Moospflänzchen erhalten sind. Mit der Lupe erkennen wir es noch besser. Sie sind so gut erhalten, daß die Forscher noch oft die einzelnen Arten bestimmen können. Das ist um so verwunderlicher, da die Blätter der Torfmoose sehr zart sind.

In der Welt der Moose bilden die Torfmoose eine Klasse für sich. Es sind kräftige Pflanzen, die an Größe mit dem bekannten „Goldenen Frauenhaar“ wetteifern können. Ein dünner Stamm ist von oben bis unten mit Astbüscheln besetzt, die sich am Gipfel kopfförmig häufen. Jedes Büschel besteht aus einigen abstehenden und einigen herabhängenden Ästen, die sich an den Stamm anlegen. Im Herbst sieht man die prächtigen braunen, roten und purpurnen Farbentöne der Torfmoose, die mit leuchtendem und blassem Grün bis fast zu Weiß wirkungsvoll abwechseln. An der entwickelten Pflanze fehlen stets die Wurzelhaare. Die Blätter sind immer ohne Rippen. Stamm- und Astblätter zeigen in Form und Bau eine große Verschiedenheit.

In der Regel sehen aber die Torfmoose nicht freudig grün aus, sondern graugrün bis weißlich. Das liegt darin begründet, daß die Zellen mit Blattgrün stark zurücktreten gegenüber den luftgefüllten Zellen, aus



Kahnförmiges Torfmoos

denen die Hauptmasse des Mooskörpers besteht. Die Luftzellen sind fast immer durchlöchert und dadurch imstande, Wasser aufzunehmen und abzugeben. Diese Zellen besitzen auch einen hohen Grad von Elastizität; denn in der Wand sind starke Spiralfedern eingelagert. Die Torfmoosblätter haben also zwei Aufgaben: Wasser aufzusaugen und die Nahrung zu bereiten. Die erste Aufgabe erfüllen die großen elastischen Zellen, die zweite die mit Blattgrün ausgestatteten.

An praktischem Nutzen übertreffen die Torfmoose alle anderen Moose. Sie liefern nicht nur den Brenntorf, sondern kommen, fein gemahlen oder als grobe Torfstreu, in Ballen gepreßt in den Handel. Torfmull ist in der Vielseitigkeit seiner Verwendung ein Segen der Gärten. Ferner werden Matratzen und Bettkissen für Kranke damit gefüllt. Umhüllungen für Dampfrohre, Schalldämpfer, Bieruntersätze, Moostorfsteine für Zwischenwände bei Neubauten, Papier, Tapeten, Zündsteine, Verbandsstoffe und eine Reihe anderer Gebrauchsgegenstände werden aus diesem Universalstoff hergestellt; denn vier wertvolle Eigenschaften zeichnen die Torfmoose aus: geringes Gewicht, Durchlässigkeit für Flüssigkeiten, schlechtes Leitungsvermögen für Wärme (Luft ist ein schlechter Wärmeleiter) und Elastizität. Diese Eigenschaften finden ihre Erklärung in dem Bau der Zellen.

Die Moose sind Sporenpflanzen. Die Sporenkapsel entwickelt sich im Herbst oder Winter und erreicht ihre Reife erst im darauf folgenden Sommer. Zur Ausstreuung der Sporen wird der Deckel mit einem hörbaren Knacks abgeworfen, wobei der Sporenbehälter, die Urne, sich einschnürt. Die Explosion ist wahrscheinlich eine Folge der Eintrocknung der Kapsel. Diese zieht sich zusammen und preßt damit auch die eingeschlossene Luft zusammen, bis das Maß des Erträglichen überschritten wird.